

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 9

Artikel: Geld aus Amerika [Fortsetzung]
Autor: Müller, Walter Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geld aus Amerika

ROMAN VON WALTER HEINZ MÜLLER

7. Fortsetzung

Widerstand war zwecklos. Hansruedi sah das sofort ein und setzte seinen Hut auf, um sich stumm zu entfernen. Er warf einen letzten Blick auf Berty und sah, dass sie Anstalten machte, ihm zu folgen.

„Dableiben!“ herrschte der Bauer sie an. „Das gibt es bei uns nicht, eine Tochter, die mit dem Erstbesten davonläuft.“

„Du tust ihm unrecht!“ beschwor ihn das Mädchen.

„Was tut man uns? Etwa nicht unrecht?“ versetzte der Vater.

„Ja, etwa nicht unrecht?“ kam die Stimme der Bäuerin vom Tisch her, hohl wie ein Echo.

Hansruedi wandte sich überrascht um, dann trat er über die Schwelle und zog die Tür beinahe sachte hinter sich zu.

Die Nachtluft draussen tat ihm wohl und klärte seine Sinne. Was war das für ein Haus? Tiefe Besorgnis um Berty erfüllte ihn. Sie musste hierbleiben und wusste sich wohl schwerlich zu helfen, und ihm war der Zutritt von Stund an sicher endgültig verwehrt.

Darüber hinaus war er in seiner Aufgabe keinen Schritt vorwärts gekommen und ihr überhaupt nicht gerecht geworden. Sein Vorgehen war weder vorsichtig noch wenigstens genug gewesen. Und den Rest hatte dann Berty noch verdorben, mit zwei oder drei guten, ehrlich gemeinten Worten.

Aus dem sonderbaren Benehmen des Ehepaars liessen sich durchaus keine Schlüsse ziehen. Hinter allem konnten sich die entgegengesetzten Gründe verbergen: das langsam reifende Geständnis einer entsetzlichen Blutschuld so gut wie die masslose, jede Vernunft zerstörende Empörung über eine ungeheure und ungerechte Verdächtigung.

Als Hansruedi heimkam, fand er die Wohnung dunkel vor. Die Mutter hatte heute grosse Wäsche gehabt und war todmüde zu Bett gegangen. Der Vater trank wahrscheinlich zu dieser Stunde im „Zentral“ sein allabendliches Bäckwasser. Hansruedi ging sogleich in sein Zimmer, froh, heute mit niemand mehr reden zu müssen.

15.

Das Frühstück am nächsten Morgen verlief unnatürlich schweigsam, bis der Vater mit einem klirrenden Abstellen der Kaffeetasse seine Ungeduld bekundete. Da begann Hansruedi zu sprechen, jedoch so zögernd, als ob er gleichen Tags nicht mehr zur Arbeit müsste. Er hatte das Gefühl, er erzähle entweder belanglose oder dann völlig verwirrte Dinge, mit denen sich absolut nichts anfangen lasse, weshalb es ihn nach Beendigung seines Berichts sehr verwunderte, wie aufmerksam und befriedigt der Vater ihn betrachtete.

„Äusserst merkwürdig und höchst interessant!“ rief er aus. „Du hast da einen netten Einblick gehabt.“

„Es wird das letztmal gewesen sein“, seufzte Hansruedi.

„Nur kein Kopfzerbrechen deswegen!“ munterte ihn Erismann auf. „Wenn mich nicht alles täuscht, ändert Neeser bald seine Meinung und nimmt dich wieder mit offenen Armen auf.“

„Wie stellst du dir das vor?“

„Einfaches Rechenexempel — oder Psychologie, wenn du lieber willst“, erklärte der Vater lächelnd. „Sobald Neeser merkt, dass sein Krach mit dir ihm mehr schadet als nützt,

wird er plötzlich nichts mehr einzuwenden haben, wenn du dich wieder auf dem Hofe zeigst — ob er nun etwas auf dem Kerbholz hat oder nicht. Ist er schuldig, so müsste er fürchten, sich zu verraten; wenn nicht, dann wird er bald einsehen, dass er sich ungebührlich benahm und die Nerven verlor. In jedem Fall kannst du auf seine Bauernschlauheit zählen. Sollte ich mich aber irren — ich bin ja schliesslich ein Neuling auf dem Gebiete dieser famosen Psychologie — sollte es also anders herauskommen, dann darfst du immer noch mit Berty rechnen. Irgendwie wirst du von ihr schon Wind bekommen, verlass dich darauf.“

Hansruedi blickte auf die Uhr und sah, dass er sich beeilen musste, wenn er nicht zu spät ins Geschäft kommen wollte.

Eine Stunde später ging Erismann ins Oberdorf zum Hundezüchter, der seinen neuen Berufskameraden, eine junge Schäferhündin, in der Dressur hatte. Auf dem Rückweg begegnete er dem Gemeindeschreiber, der ihm kräftig die Hand schüttelte. Bevor aber Berchtold zu weiteren Worten kam, schaute der Landjäger ihn an: „Fragen Sie nur nicht nach dem Neeserli, Sie! Ich gebe Ihnen keine Auskunft mehr.“

„Das Mädchen gefällt Ihnen also“, sagte der Notar mit bewundernswerter Folgerichtigkeit. „Ich habe es mir gedacht... Aber was haben Sie da für ein Windspiel bei sich?“ Er wies auf den Hund, der sich seinem neuen Herrn noch wenig vertraulich zeigte und nur dem energischen Zug der Leine gehorchte.

Erismann war froh, dass der andere vom anfänglichen Thema abkam. „Ja, es ist immer das gleiche“, antwortete er zerstreut. „Die Abschiedsvorstellung beim Züchter verläuft einwandfrei, wie am Schnürchen gezogen. Aber der richtige Meister muss dann nochmals schön von vorn anfangen und das Tier auf seine Weise umdressieren. Die ganze vorherige Erziehung bestand ja aus Geschimpf und Prügel und ihr ganzer scheinbarer Erfolg aus der Angst davor. Ein regelrechter Schwindel und Tierquälerei obendrein.“

„Bei Kindern ist es genau dasselbe“, bestätigte Berchtold. „Wenn man sie jeden Tag durchwalkt, gehorchen sie zuletzt wunderbar. Aber kaum ausser Haus, haben sie nur ein einziges Bestreben — nun ihrerseits zu prügeln und sich an andern Kindern zu rächen. Und noch viel später, wenn sie längst draussen im Leben stehen, sieht man es vielen an, dass sie ehemalige Prügelkinder sind. Es ist eine wahre Schande.“

„Gemeindeschreiber, wie wäre es, wenn wir zusammen ausziehen und die Welt ändern würden?“ meinte der Landjäger, dem das Gespräch schon zu lange dauerte, ironisch.

„Wir müssten sie radikal ausfegen und auf den Kopf stellen und wären dann erst noch nicht sicher, dass es nicht wieder auf eine andere Art dumm herauskäme. Ich glaube, die Welt ist genau so verdreht, wie sie sein muss.“

„Und, wer weiss“, versetzte Erismann, sich zum Gehen wendend, „vielleicht blieben bei einem grossen Reinemachen nicht einmal wir zwei übrig.“

„Die Polizei sowieso nicht!“ rief ihm der Notar nach und ging kichernd in entgegengesetzter Richtung davon.

16.

Nachmittags wurde Gotthold Neeser beerdigt. Ein ziemlich langer Leichenzug geleitete den Onkel zur letzten Ruhestätte. Auch der Gemeindeschreiber, und zwar als einziger

Bierquelle

Casino



Wolkenstimmung über der Gohl bei Langnau (Phot. H. Heiniger)

Teilnehmer im Zylinder, war dabei, während Landjäger Erismann für diese Stunde ein besonderes Unternehmen vorbedacht hatte.

Als er, am Küchenfenster stehend, die Menschenschlange sich vorbeibewegen sah, rechnete er aus, dass die ganze Beerdigungsfeier noch eine knappe Stunde dauern würde. Nachher wollten, wie er in Erfahrung gebracht hatte, die Angehörigen sich ins „Zentral“ zum Leichenmal begeben; darauf war allerdings nicht absolut Verlass, weil möglicherweise jemand zwischenhinein heimging oder am Leichenschmaus überhaupt nicht teilnehmen wollte. Er musste sich also ordentlich beeilen, wenn sein Vorhaben ungestört zur Ausführung gelangen sollte.

Der Zug war kaum vorbei, als sich der Polizist aufs Velo schwang und nach dem Neeserhof hinüberraodelte. Den Hund liess er für diesmal noch zuhause.

Er stellte das Fahrrad unter den Nussbaum und ging mit leicht eingezogenem Nacken um das Haus herum. Hier wie drüben bei der Sattlerei Bolliger regte sich kein Bein. Hof und Haus lagen friedlich in der milden Wärme der Oktobersonne.

Seine Annahme, das Fenster der Hinterstube würde offenstehen, erwies sich als richtig. Die reine Herbstluft drang in das Totenzimmer und trug die letzten Spuren von Gotthold Neesers irdischem Wesen fort. Ob wohl sein Geist sich ebenfalls so schnell vertreiben liess? dachte Erismann.

Er setzte einen Fuss auf den schmalen Mauervorsprung, schwang sich ohne Zögern hinauf und sprang ins Zimmer. Hier suchte er eigentlich nichts; aber der Umstand, dass die verhängnisvolle Flinte bereits wieder an ihrem gewohnten Platz hing, empfand er wie eine hässliche Ironie des Zufalls

oder Versehens, beinahe so, als hätte man sie zu dem Onkel in den Sarg gelegt.

Nun reizte es ihn doch noch, die Möbel des Zimmers zu durchsuchen, obschon er damit wertvolle Zeit verlor. Ein Gestell, von einem geblühten Vorhang verhängt, barg nichts als eine Menge Schuhe, und der altertümliche Kasten in der Ecke enthielt ältere Kleider, Wollsachen und Hüte, jedoch weder Briefe, noch irgend andere den Landjäger interessierende Dinge. Er verliess den Raum und kam in die Wohnstube, wo er ebenso gründliche wie flinke Arbeit verrichtete, denn es blieb nachher immer noch das Schlafzimmer übrig. Hurtig kroch er in jeden Winkel, blickte hinter die Bilder und ins Ofenloch, unter das Sofa und in die Schuhe, die unter dem grossen Kachelofen standen — nichts zu finden, rein nichts. Nur das Buffet und den Sekretär hatte er sich noch aufgespart. Im Sekretär befanden sich fast nur militärische Schriftstücke und die verschiedenen Formulare, die Neeser als Sektionschef verwendete. Ein einziger Ordner enthielt persönliche Korrespondenz, worunter Erismann beim raschen Durchblättern auch einige Zahlungsbefehle des Betreibungsamtes fand, sonst aber nichts von aufschlussreichem Wert. Den ersten wirklichen Fund machte er in einer Buffetschublade, wo er unter dem Familienbüchlein und Bertys Tauschein hervor ein Dutzend Briefe des Onkels zog und nach kurzer Überlegung in die Tasche steckte. Dann begab er sich eilig ins obere Stockwerk.

Im Schlafzimmer der Eheleute waren die beiden Fenster weit offen. Erismann stellte fest, dass von hier aus der ganze Zufahrtsweg bis zur Landstrasse hinab zu überblicken war. Er nahm sich vor, ein Auge darauf zu haben, kam aber im Eifer seiner Arbeit wieder von diesem Vorsatz ab.

Zu unterst in dem breiten Schrank stiess er auf etwas, worum es sich schon lohnte, ungebeten in ein Haus einzusteigen und alle Gebote der Discretion beiseite zu lassen. Zwischen Socken und mit Wollresten gefüllten Schachteln, und dann erst noch in einem ausgedienten, mottenzerfressenen Muff aus Kaninchenpelz versteckt, fand er ein geldgefülltes Mehlsäcklein, das er hastig aufschnürte. Kniend wühlte er in den Banknoten und Fünffrankenstücken, bis seine Finger auf ein steifes Papier gerieten, das sich bei Licht als gelber Umschlag herausstellte, dessen Inhalt aus nichts geringerem als weiteren Banknoten zu bestehen schien. Der Polizist drehte sich noch mehr dem Lichte zu und las die Aufschrift: „2000 Franken für Wilhelm, weil er im Testament übergangen wurde. Gotthold Neeser.“

Das war Erismann für den Augenblick genug. Ein zufriedenes Lächeln glitt über sein Gesicht und vertiefte sich um die Mundwinkel zu einem Ausdruck zuversichtlicher Entschlossenheit. Schnell steckte er das Säcklein an seinen Platz zurück, legte die Wollschalen darüber und hob die bereits schmerzenden Knie, um aufzustehen.

„Suchen Sie etwas, Herr Erismann?“

Zuerst duckte er sich wie vom Donner gerührt zusammen, dann fuhr er herum und sah, schwarzgekleidet und mit erstem, bleichem Gesicht, Berty Neeser in der Türe stehen. „Schon möglich“, sagte der Landjäger leise, nachdem er sich von der Überraschung erholt hatte und aufgestanden war. „Aber es ist nichts zu finden.“ Damit und mit einem hilflosen Achselzucken verschloss er die Kastentür.

Das Mädchen stand noch immer unbeweglich auf der Schwelle und erwiderte mit farbloser Stimme: „Sie machen sich viel zu schaffen bei uns. Gott mag wissen, warum.“

„Ach, den Herrgott wollen wir aus dem Spiel lassen, wenn man so üble Dinge verrichten muss wie ich“, meinte der Mann peinlich berührt. „Aber wieso merkten Sie, dass jemand im Hause war?“

„Ich merkte nichts, ich wollte nur auf mein Zimmer, das da nebenan liegt. Aber weil Sie die Tür offenliessen und ich etwas hörte, schaute ich hinein. Sie können sich denken, wie ich mich zusammennehmen musste, damit ich nicht aufschrie.“

„Mochten Sie nicht zum Leichenmahl gehen?“

„Nein, es war mir schrecklich zuwider, noch länger unter Leuten zu bleiben. Jetzt bereue ich es aber. Wäre ich geblieben, so wüsste ich nichts von dem da.“ Sie hielt sich am Türrahmen fest, und Erismann sah, dass Tränen ihren Blick trübten.

Langsam trat er ihr näher und sagte: „Es tut mir unbeschreiblich leid, dass ich Ihren Kummer noch so vergrössern muss, Berty. Ich spüre es nicht alle Tage so deutlich, wie sehr man in meinem Beruf wehtun muss, ohne dass man daran etwas zu ändern vermag. Begreifen Sie mich?“

„Ja“, antwortete das Mädchen, ganz überrascht von Erismanns Zartsinn. „Und ich weiss ja, es wäre alles noch viel schlimmer, wenn nicht —“ Sie brach ab und senkte den Kopf.

„— wenn Hans nicht wäre — das wollten Sie doch sagen, nicht wahr?“ ergänzte er und fügte noch bei: „Ja, Sie und meinen Buben habe ich in eine schöne Klemme gebracht. Aber es nützt nichts, Sie müssen tapfer sein und die Zähne zusammenbeissen.“

Berty lautete wortlos, und Erismann dachte: liebes, kleines Neeserli! Laut aber sagte er: „Haben Sie vorgestern bemerkt, dass jemand in den ersten Stock ging, während Sie mit den Eltern in der Stube sassen und ich mit Wilhelm draussen war?“

„Nein.“

„Es ist gut. Kommen Sie, wir gehen hinunter. Ich habe mich sowieso verspätet.“ Unten im Gang stand er nochmals still und fragte: „Gibt es auch Mädchen, die über so etwas schweigen können, was Sie eben erlebten? Wenn es das gäbe, könnte ich Ihnen vielleicht einen Gegendienst leisten.“

„Ich werde es für mich behalten“, gab sie zurück und nahm seine Hand, die er ihr entgegenstreckte. „Bitte sagen Sie dafür Hans einen Gruss von mir.“

„Und soll ich ihm dazu noch melden, dass Sie schon den Weg zu uns finden, wenn es nicht mehr anders geht?“

„Ja! Ja!“ rief sie ihm bewegt nach, während er schon auf sein Fahrrad zueilte.

17.

„Wie erklären Sie sich das, Gemeindeschreiber?“ sagte Erismann zu Berchtold in dessen Büro, nachdem er ihm die Geschichte vom Geldfund erzählt hatte. Entgegen seiner Gewohnheit schwieg er dem Notar gegenüber nicht, da dessen bisherige Winke sich schon mehrfach als nützlich erwiesen hatten und er auf Grund seiner guten Kenntnis der Verhältnisse wohl auch weiterhin wertvolle Dienste leisten konnte.

„Ich vermute“, versetzte Berchtold, der diesmal seine Leute nicht weggeschickt hatte, sondern mit seinem Besucher selber ins Archiv gegangen war, „ich vermute höchst berechtigterweise, dass dieses Geld von der gleichen Person entwendet wurde, welche das Testament erbrach. Diese hat sich also bloss vergewissern wollen, dass Wilhelm darin wirklich bedacht und mithin die nachträgliche Schenkung mit gends schriftlich niedergelegt war. Bei dem plötzlichen Tod Gottholds konnte dann das Kuvert, das vorher sicher beim Testament lag, ohne Gefahr gestohlen werden, vorausgesetzt, dass Wilhelm selber von dem Vermächtnis nichts wusste.“

„Aber das andere, ungeordnet im Säcklein liegende Geld?“ fragte Erismann.

Wir suchen einen neuen Roman für die „Berner Woche“

„Meine Damen und Herren!“

Traktandum Nr. 4 unserer heutigen Sitzung lautet wieder einmal: Der neue Roman! sagte der Präsident der Redaktionskommission und brachte damit die Diskussion, die sich an einem politischen Thema festgehakt hatte, wieder zu den Verhandlungsgegenständen zurück. Er erteilte der Redaktionssekretärin das Wort und ersuchte sie vor allem, über Wünsche, Anregungen und Kritiken zu berichten, die aus dem Leserkreis eingegangen waren.

„Der letzte Roman, den wir in unserer Zeitschrift zum Abdruck brachten, scheint nicht bei allen Lesern Beifall gefunden zu haben“, beginnt die Sekretärin ihren Bericht. „Ich habe hier einige Zuschriften — es sind deren etwa zwanzig eingegangen — ausgewählt, die ich Ihnen vorlesen will. Hier schreibt ein Herr Friedrich aus A., einem kleinen Dorf im Oberaargau:

„Der Roman „Die letzte Kugel“, der in der letzten Nummer Ihrer Zeitschrift zu Ende gegangen ist, hat mich ganz und gar nicht befriedigt. Zwar war er von Anfang an recht spannend, aber sein Schluss ist zu traurig. Hätte man den jungen Mann mit dem Leben davon kommen lassen, dann hätte er seine Braut heiraten können, und der Leser würde sich darob freuen.“

Eine andere Zuschrift — sie stammt von Frau Engler aus L. — rügt, dass der Roman in Spanien spielt.

„Können Sie Ihre Romane

denn nicht in die Schweiz legen? Da schreiben Sie, drei Lesern, die Sie, Herr Redaktor, fördern und Kunst und dann erzählt ein Roman von einem spanischen Dorf, dessen Bewohner sich gegenseitig totschossen und schiessen!“

Dass es aber einem Leser noch zu wenig lebhaft ging, beweist sein Brief:

„Bringen Sie doch wieder mal einen rechten Abenteuerroman! So etwas von Zane Grey, wie Sie es so schön von Wallace Es mag sein, dass es ein paar Lesern, mindestens mit dem er gibt. Jedenfalls wäre eine Geschichte spannender, als welche Sie vor einiger Zeit brachten — jene langweilige, zählung aus dem Emmentaler, die dort aussieht, weiss ich, wie das Leben in einer Stadt, in London oder in Basel, oder auf einer Südeisenbahn, das würde mich interessieren.“

Sie sehen, meine Damen und Herren, die Redaktorin hat recht gemacht! Was für ein Roman aber sollen wir nun wählen? Einen Heimatroman, einen Schweizerroman, einen Landschaff, einen Abenteuerroman aus dem Tibet oder Kanada, einen historischen Roman? Eine Geschichte mit einem schem oder eine mit glücklichen Ende?“

Herr N. meldet sich zum Wort. „Ich möchte zu dem, was Sie eben vorlesen, bloss einwenden, dass die zehnen Stimmen für uns allein massgebend sein werden. Wir haben heute weit über

„Hm“, meinte der Notar, seinen Stumpfen vom einen Mundwinkel in den andern rollend, „das ist schon ein bisschen schwerer herauszufinden. Vielleicht handelt es sich hier um nach und nach entwendetes Geld, aber ich fürchte, dies könnte dem Täter kaum mehr nachgewiesen werden.“

„Das andere genügt“, brummte der Landjäger und schaute sich nach einem Aschenbecher um.

„Hier!“ sagte Berchtold und schob ihm eine leere Blumen-vase hin. „Eine harte Nuss, nicht wahr, Erismann? Ob Sie es diesmal allein schaffen werden? Wie wäre es, wenn Sie versuchten, das Neeserli einzuspinnen?“

„Halbwegs ist das bereits der Fall“, wollte der Landjäger antworten, hielt jedoch damit zurück und sagte empört: „Was fällt Ihnen ein! Sie muten mir zu, dass ich das Mädchen gegen die eigenen Eltern missbrauche. Das finde ich ziemlich stark.“

„Oh“, murmelte Berchtold mit zweifelndem Kopfnicken, „warum auf einmal so empfindlich, Landjäger? Dass der Polizei alles gestattet ist, das wissen Sie mindestens so gut wie ich. Ausserdem liegt hier der Fall doch so —“

„Also, wenn Sie doch schon alles wissen müssen“, fiel ihm Erismann ungeduldig ins Wort, „es ist längst soweit, wie Sie es gerne hätten, Sie Wunderfritz! Das Mädchen ist eingespinnst, und mein Sohn dirigiert es — leider, leider, Gottfried Stutz! Ich bereue es schon grässlich, denn das arme Ding tut mir leid, aber nun kann ich die Geschichte nicht mehr abblasen. Sie sind auch schuld daran, ja, Sie mit Ihrem verwünschten Neeserli hin, Neeserli her! Hätte ich nur Hansruedi sogleich das ganze Verhältnis kurzerhand verboten, wenigstens bis alles vorüber ist.“

(Fortsetzung folgt)

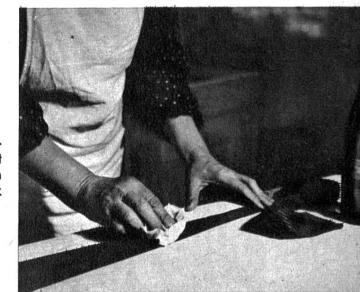
Gelupfte Krawatten sind sehr beliebt und zeugen vom guten Geschmack des Herrn. Die Hauptsache ist auch hier, dass sie richtig sitzt



Der Blick auf die Krawatte

Es ist nicht von ungefähr, dass behauptet wird, die Krawatte ziehe von allen Utensilien der Herrenkleidung den Blick zuerst auf sich. Durch die Wahl der Krawatte verrät der Herr seinen Geschmack, sein ästhetisches Gefühl. Durch eine ausgefallene Krawattenfarbe kann der ganze gute Eindruck, den die übrige Kleidung macht, verdorben werden. Und wenn nun die Farbe und Qualität, der Knoten und die Form der Krawatte den Geschmack des Herrn verraten, so gibt der Zustand der Krawatte Aufschluss über die Art und Weise, wie der Mann seine Kleidung behandelt und pflegt. Weisse Frauen können an Hand der Krawatte zu einer Art Hellscheitern werden! Also aufgepasst! Eine Krawatte, die täglich gebunden wird, die täglich dem Staub ausgesetzt ist, die oft riskiert, durch die Rasiercreme Fettflecken zu erhalten, sollte auch gut gepflegt werden. Dazu gehört vor allem das regelmässige Ausbügeln. Wohltätige Mütter- oder Frauenhände nehmen sich der Sache an. Wie es gemacht werden muss, verraten unsere Bilder. Vor dem Ausbügeln müssen allfällige Flecken entfernt werden. Hellfarbige Seide wird mit einem Brei von gebrannter Magnesia und Benzin behandelt. Mit einem Lappchen streicht man die Mischung auf die fleckigen Stellen und bürstet ab, wenn das Benzin verdunstet ist. Dunkelfarbige Krawatten dagegen werden wie neu, wenn man sie mit einem feuchten Schwamm überstreicht, der in eine Mischung von 2 Teilen Wasser und 1 Teil Salmiak getaucht wurde. In beiden Fällen wird nachher die Krawatte sorgfältig mit einem weissen, darübergelegten Tuch ausgebügelt. — Und wenn dann die Krawatten schön gereinigt und gebügelt im Schrank hängen, kann sie der Sohn oder Ehemann nur hervornehmen und möglichst adrett schlingern, so dass der Knoten eben recht dick ist und am eben richtigen Ort sitzt. Nur so wird die Krawatte jedem kritischen Blick standhalten! R.

Eine dunkle Seidenkrawatte wird mit einer Mischung von Wasser und Salmiak behandelt



Sorgfältig ausbügeln, damit es keine falschen Falten gibt und die Kanten gut ausgepresst werden

